

ZWEITER BAND

Die Mitte

Riedmatt, 1991-1992



Das Tal hält den Atem an

Ein Generationendrama



aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Das Tal hält den Atem an - Die Mitte

Drama

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

. . .

Kapitel 1 - Der Erbe des Sternen

Theo übernahm den Sternen an einem Märztag im Jahr 1991, und es war kein feierlicher Akt, sondern ein Aktenstapel und ein Schlüsselbund und ein alter Mann, der erleichtert war, das alles loszuwerden. Onkel Sepp, der den Gasthof dreißig Jahre lang mehr verwaltet als geführt hatte, saß krank in seiner Kammer hinter der Küche und sagte: «Pass auf die Heizung auf im Februar. Und auf die Bank.» Mehr Übergabe gab es nicht.

Der Sternen war müde geworden. Die Tapete in der großen Stube war noch dieselbe wie in Theos Kindheit, das Geweih über dem Tresen, die Bank, auf der das Tal seit jeher seine Übereinkünfte traf. Aber die Gäste waren weniger, und die jungen blieben weg, und in den Büchern, die Theo in der ersten Woche durchsah, standen mehr rote Zahlen als schwarze. Er sah es und ließ sich nicht entmutigen. Er war achtundzwanzig, und er hatte etwas zu beweisen, und ein halb verfallener Gasthof war für einen Mann, der etwas beweisen will, kein Hindernis, sondern eine Bühne.

Denn das Tal redete in diesen Wochen von etwas Großem. Ein Skilift sollte gebaut werden, oben am Nordhang, mit Geld von unten, von Investoren, die das Tal entdeckt hatten wie ein Kind ein Spielzeug. Wintertourismus, hieß das Wort, das jetzt in jeder zweiten Wirtshausrede vorkam, und Theo sah sofort, was es für den Sternen bedeuten konnte: Betten, Gäste, ein zweites Leben. Er rechnete schon, während die anderen noch redeten.

Am Sonntag ging er hinauf ins Höfli, wo er aufgewachsen war und wo seine Mutter wohnte. Marlene saß am Fenster, wie sie immer

am Fenster saß, eine alte Frau mit einem geschlossenen Gesicht, das auf den See hinaussah, der grau und glatt im Tal lag. Sie war keine sechzig, aber sie wirkte älter, als hätte sie schneller gelebt als die Jahre. Theo erzählte ihr vom Lift und vom Sternen und von seinen Plänen, und sie hörte zu, ohne den Blick vom Wasser zu wenden, und sagte am Ende nur: «Der Sternen.» Eine Pause. «Frag deinen Onkel, wem der Sternen sein Glück verdankt. Frag ihn, woher das Geld kam, damals, als er ihn halten konnte.» Dann schwieg sie wieder, und Theo, der das Schweigen seiner Mutter kannte wie das Wetter, wusste nicht, ob das eine Warnung war oder nur das Gerede einer Alten.

Er fragte den Onkel nicht. Es gab Wichtigeres. Am selben Abend saß er allein in der großen Stube des Sternen, beim Schein der einen Lampe, die er brennen ließ, und schrieb auf einen Bierdeckel die Zahlen, die er bräuchte: für die neue Heizung, für die Zimmer, für den Anstrich, für alles, was aus dem Sternen wieder einen Ort machen würde, an den man kam. Es war eine große Zahl. Sie machte ihm keine Angst. Er strich sie durch und schrieb eine größere darunter, weil ihm einfiel, dass man, wenn schon, gleich richtig anfangen müsse, und er versprach der Bank und sich selbst und dem stillen, müden Haus um ihn herum mehr, als irgendjemand an diesem Abend hätte halten können.

. . .

Kapitel 2 - Der Lift

Die Investoren kamen an einem Aprilabend in den Sternen, drei Männer von unten in guten Jacken, und Theo hatte die große Stube herrichten lassen und das beste Bier kalt gestellt, als wären die Gäste schon da, für die er das alles baute. Sie zeigten Pläne, Hochglanz, eine Seilbahn, die den Nordhang hinaufzog, eine Talstation, ein Restaurant, und in jedem Bild war das Tal voller Menschen, die es im wirklichen Tal nicht gab.

Das Dorf spaltete sich an diesem Plan, wie es sich dreißig Jahre zuvor am Damm gespalten hatte, und die Linien liefen fast gleich. Die einen sahen Geld und Zukunft, die anderen sahen Lärm und Schulden und einen Hang, der bisher den Kühen gehört hatte. Theo gehörte zu den ersten, und er gehörte nicht nur dazu, er wurde ihr Mund. Er redete in der Versammlung, redete gut, redete von Betten und von Arbeit für die Jungen, die sonst alle ins Unterland zögen, und die Leute hörten ihm zu, weil er einer von ihnen war und doch etwas hatte, das die meisten hier nicht hatten: den Glauben, dass sich etwas ändern ließe.

Ruth Berger saß am Tisch der Gemeinde und führte das Protokoll, wie sie seit dreißig Jahren jedes Protokoll führte. Sie war alt geworden, eine schmale, aufrechte Frau mit einer Brille, hinter der nichts entging. Als die Reden vorbei waren, sagte sie nur einen Satz, ruhig, an niemanden besonders gerichtet: «Das Tal hat schon einmal etwas gebaut, weil das Geld von unten kam. Man sollte sich erinnern, was das gekostet hat.» Sie sah dabei Theo an, lange, und Theo wusste nicht, warum ihn dieser Blick fror, und schob es darauf, dass alte

Leute eben warnten, weil Warnen ihnen leichter fiel als Hoffen.

Gegen den Lift stand vor allem einer auf: der alte Roos, vom unteren Hof, ein zäher, schweigsamer Mann, dessen Familie im Tal nie zu Geld gekommen war und der den Areggers nicht in die Augen sah, wenn er nicht musste. Er sagte wenig, aber was er sagte, hatte Gewicht. «Ihr baut wieder auf Schulden», sagte er, «und Schulden im Tal zahlt am Ende ein anderer als der, der sie macht.» Und dann, leiser, fast nur für die vordere Reihe: «Die Areggers wissen das. Frag einer die Areggers.»

Theo verstand den Satz nicht und spürte doch seine Spitze. Zwischen den Areggers und den Roos lag etwas, das er sein Leben lang gekannt und nie benannt hatte, eine Kälte, ein Sich-nicht-Grüßen am Sonntag, eine alte Geschichte, von der die Kinder nur wussten, dass es sie gab. Er hatte nie gefragt, woher sie kam. Heute, zum ersten Mal, juckte ihn die Frage.

Die Abstimmung war knapp. Der Lift ging durch, mit drei Stimmen Mehrheit, und der halbe Saal jubelte, und die andere Hälfte stand auf und ging hinaus in die Nacht, ohne ein Wort. Der alte Roos ging als Erster. An der Tür blieb er kurz bei Theo stehen, sah ihn an, nickte nicht, grüßte nicht, sagte nur: «Dein Vater hat damals auch gewonnen.» Und ging. Theo blieb zurück mit seinem Sieg und einem Satz, den er nicht einordnen konnte, und mit dem ersten Gefühl, dass er sich an diesem Abend nicht nur Freunde gemacht hatte, sondern auch etwas geweckt, das besser geschlafen hätte.

. . . .

Kapitel 3 - Die Kiste auf dem Estrich

Um Platz für die neuen Gästezimmer zu schaffen, musste der Estrich des Sternens geräumt werden, und so stand Theo an einem Maitag im Staub unter dem alten Dachgebälk, zwischen kaputten Stühlen, vergilbten Wirtshausschildern und dem Gerümpel von hundert Jahren. Das meiste warf er weg, ohne hinzusehen. Aber ganz hinten, unter einem zerbrochenen Spiegel, stand eine Holzkiste, verschnürt, und als er sie öffnete, lagen darin Papiere, säuberlich gebündelt, aus einer Zeit, in der er noch nicht geboren war.

Es waren Unterlagen aus den Jahren des Dammbaus. Bestellscheine, Quittungen, Abrechnungen, der Briefkopf einer Baufirma, die es längst nicht mehr gab. Theo verstand nicht viel davon, aber er war Wirt genug, um zu sehen, dass etwas an diesen Zahlen nicht aufging. Auf dem einen Blatt war Material bestellt und bezahlt, auf dem anderen, das dazugehörte, war weniger angekommen, und die Differenz war kein Versehen, dazu war sie zu gleichmäßig, zu oft. Und immer wieder, am Rand, in einer alten Handschrift, kleine Vermerke, Häkchen, ein Name, abgekürzt, der ihm bekannt vorkam und den er nicht zuordnen konnte.

Er spürte, ohne es denken zu können, dass hier zwei Dinge miteinander verknotet waren, die er bisher getrennt gekannt hatte: Geld und Schweigen. Der Sternens hatte diese Papiere all die Jahre verwahrt wie ein schlechtes Gewissen, das man nicht wegwirft und nicht ansieht.

Am Abend ging er hinauf ins Höfli und fragte seine Mutter, beiläufig, beim Abräumen, ob sie noch wisse, welche Firma damals

den Damm gebaut habe; er habe alte Papiere gefunden auf dem Estrich. Marlene, die am Fenster saß, wandte sich nicht um. Sie sagte nichts. Das Schweigen, das folgte, war anders als ihr gewöhnliches Schweigen, dichter, kälter, ein Schweigen, das sich um die Frage legte wie Eis um einen Ast, und Theo, der seine Mutter zu kennen glaubte, fror plötzlich in der warmen Stube. Nach einer langen Weile sagte sie nur, ohne den Blick vom See zu nehmen: «Wirf sie weg, die Papiere. Alte Sachen.» Es klang nicht wie ein Rat. Es klang wie eine Bitte, die sich als Befehl verkleidete, weil sie als Bitte zu nackt gewesen wäre.

Theo warf die Kiste nicht weg. Er sagte sich, er habe keine Zeit, sie durchzusehen, er habe den Lift und den Umbau und die Bank am Hals. Aber er stellte sie nicht zurück auf den Estrich. Er trug sie hinunter in die Kammer hinter der Küche, wo Onkel Sepp gewohnt hatte, und schob sie unter das Bett, und in den Wochen, die folgten, vergaß er sie nicht ein einziges Mal, auch wenn er tagelang nicht an sie dachte. Sie lag da, unter dem Bett, wie ein Stein im Schuh, den man nicht spürt, solange man steht, und der bei jedem Schritt drückt.

. . .

Kapitel 4 - Geld, das nicht reicht

Es ging schneller schief, als Theo gedacht hatte, und es ging auf die übliche Weise schief: Der Lift kostete mehr, als die Hochglanzpläne versprochen hatten, und weil der Sternen am Lift hing, riss der Lift den Sternen mit. Die Investoren von unten hielten ihren Anteil zurück, bis dies und jenes geklärt sei, und die Klärungen dauerten, und während sie dauerten, liefen die Rechnungen für Theos Umbau weiter. Die neue Heizung war drin, die Zimmer halb fertig, und das Geld war alle, und ein wenig mehr als alle.

Im Herbst kam der erste Brief von der Bank, höflich, dann ein zweiter, weniger höflich, und schließlich saß ein Mann im dunklen Anzug in Theos eigener Stube, trank einen Kaffee, den Theo ihm anbot, und setzte ihm eine Frist. Bis zum Frühjahr. Danach, sagte der Mann, müsse man «Möglichkeiten prüfen», und Theo wusste, was das hieß, weil es im Tal nie etwas anderes geheißen hatte: Pfändung, Versteigerung, der Sternen in fremden Händen, und er selbst der Aregger, der das Erbe der Familie verspielt hatte, ausgerechnet er, der etwas hatte beweisen wollen.

Er ging ins Höfli. Es kostete ihn Überwindung, denn er wusste, wie es klingen würde, der Sohn, der Geld brauchte, aber er ging, weil das Höfli Geld hatte, das wusste das ganze Tal, der schuldenfreie Hof, die guten Weiden. Er saß bei seiner Mutter und brachte es vor, so würdig er konnte. Marlene hörte zu. Dann ließ sie über die Pflegerin, die jetzt halbtags im Haus war, ausrichten — nicht selbst, sondern über die Pflegerin, als wäre die Entfernung zwischen ihnen schon zu groß für ein eigenes Wort —, sie könne ihm nichts geben.

Das Höfli brauche, was es habe. Mehr nicht.

Theo ging den Hang hinunter, und in ihm arbeitete etwas, das er sich schämte zu denken und doch dachte. Er kannte das Höfli. Er kannte die guten Weiden, die seit zwei Generationen schuldenfreie Stube, das Geld, das nie knapp gewesen war, solange er denken konnte, während andere Höfe im Tal sich krummlegten. Wo kam das her? Ein Hof am Hang, nicht größer als andere, nicht besser gelegen — und doch immer eine Spur reicher, eine Spur sicherer als der Rest. Er hatte das nie gefragt, weil ein Kind seinen Wohlstand nicht fragt. Jetzt, mit den Mahnungen der Bank in der Tasche, fragte er es.

In dieser Nacht zog er die Kiste unter dem Bett hervor. Er machte die Lampe an in der Kammer hinter der Küche, breitete die Papiere aus und begann, sie ernsthaft zu lesen, Blatt für Blatt, mit dem kühlen, gierigen Blick eines Mannes, der zwischen Zahlen nicht mehr nach Wahrheit sucht, sondern nach einem Ausweg.

. . . .

Kapitel 5 - Was die Abrechnung verrät

Es dauerte drei Nächte. Theo war kein Buchhalter, aber er war hartnäckig, und er hatte das Grundbuch der Gemeinde, in das jeder Bürger Einsicht nehmen durfte, und er hatte die Geduld eines Mannes, dem eine Frist im Nacken sitzt. Er legte die alten Abrechnungen neben die Eintragungen über Käufe und Entschädigungen aus den Jahren 1962 und 1963, und langsam, Zeile um Zeile, fügte sich ein Bild.

Die Entschädigung, die das Tal damals für das geflutete Land bekommen hatte, war hoch gewesen, höher, als der Schaden je hätte rechtfertigen können. Und sie war ungleich geflossen. Ein großer Teil war an wenige Höfe oben am Hang gegangen, und zwei Namen tauchten immer wieder auf, dick und oft: Aregger und Imhof. In genau jenen Jahren war das Höfli schuldenfrei geworden, hatte die obere Weide gekauft; in genau jenen Jahren war der alte Imhof zu seinem ersten Traktor gekommen. Das Geld, das den Wohlstand begründete, in dem Theo aufgewachsen war, stammte nicht aus harter Arbeit und gutem Land. Es stammte aus jener Regelung von 1962.

Und dann fand er den Namen, der ihm am Rand der alten Quittungen aufgefallen war, abgekürzt, mit Häkchen versehen. In einer vergilbten Liste der Bauarbeiter stand er ausgeschrieben: A. Roos. Anton Roos. Daneben, in einer anderen Tinte, ein Vermerk und ein Datum im November, und in den Gemeindeakten, die Theo am nächsten Tag im Vorraum des Archivs durchblätterte, fand er die dürre Notiz: ein Arbeiter, am Damm verunglückt, im Spätherbst

1962. Ein Roos. Und Theo erinnerte sich, dunkel, an etwas, das seine Mutter nie erzählt hatte und das er doch wusste, wie man Dinge weiß, die im Haus herumstehen, ohne dass jemand sie nennt: dass seine Mutter, eine geborene Roos, einen Bruder gehabt hatte. Anton. Der jung gestorben war. Am Damm.

Theo saß lange still. Er hielt die Fäden in der Hand und sah, wie sie zusammenliefen: ein toter Knecht, der Bruder seiner Mutter; eine Entschädigung, zu groß für einen Unfall; ein Wohlstand, der von da an nie mehr wankte; ein Schweigen zwischen Aregger und Roos, das er sein Leben lang gespürt hatte. Er ahnte, dass der Boden, auf dem seine Familie stand, kein fester Grund war, sondern eine zugedeckte Grube.

Ein anderer Mensch hätte hier innegehalten und gefragt: Was ist damals geschehen? Was schulde ich den Roos, was der Wahrheit? Theo hielt nicht inne. Er war müde, und die Bank wartete, und in seinem Kopf, ohne dass er es recht zuließ, formte sich ein anderer Gedanke, ein praktischer, ein hässlicher: dass dieses Wissen etwas wert war. Dass es ihm helfen konnte. Er schob die Frage, was geschehen war, beiseite wie etwas, das man sich für später aufhebt, und behielt nur den einen Faden in der Hand, an dem sich, wenn man richtig zog, vielleicht Geld bewegen ließ.

. . . .

Kapitel 6 - Ruth Berger weiß es

Theo ging ins Gemeindearchiv, und er gab vor, es sei wegen des Lifts. Man brauche für die Konzession alte Pläne, sagte er, Wegerechte, Parzellen, das Übliche, und das stimmte sogar halb. Ruth Berger empfing ihn in dem engen, nach Papier riechenden Raum hinter dem Gemeindebüro, in dem sie ihr halbes Leben verbracht hatte, und sie war hilfsbereit und genau, wie sie immer hilfsbereit und genau war. Sie holte Mappen, schlug Register auf, fand jede Parzelle, jedes Wegerecht, jedes Datum. Es gab nichts, was sie nicht fand.

Bis Theo, so beiläufig, wie er es drei Nächte lang geübt hatte, nach den Bauunterlagen des Damms fragte. Nach dem Protokoll von 1962. Wegen der alten Wasserrechte, sagte er, für die Liftgesellschaft.

Ruth Berger hielt einen Augenblick inne, nur einen, dann ging sie zum Regal und zog eine Mappe und legte sie auf den Tisch und schlug sie auf. Das Bauprotokoll, die Versammlungen, die Beschlüsse, alles war da, ordentlich, vollständig. Fast vollständig. «Hier», sagte sie und blätterte, «ist das, was Sie für die Wasserrechte brauchen.» Und dann, ohne den Ton zu wechseln, ohne lauter oder leiser zu werden: «Das Unfallprotokoll vom November sechzig zwei ist nicht ganz beisammen. Da fehlt eine Seite. Schon immer. Manche Akten sind so.»

Sie sah ihn an über den Rand ihrer Brille, und in diesem Blick lag dreißig Jahre Genauigkeit und alles, was Genauigkeit über ein Tal weiß. «Sie suchen nicht Wasserrechte, Herr Aregger», sagte sie,

freundlich, fast mütterlich, und es war keine Frage. «Sie suchen, woher Ihr Hof sein Geld hat.»

Theo brachte kein Wort heraus. Ruth schlug die Mappe wieder zu, langsam, und legte die Hand darauf, eine alte, fleckige Hand mit ruhigen Fingern. «Ich habe diese Seite nicht. Niemand hat sie. Und glauben Sie mir, junger Mann: Es ist besser so, für mehr Leute, als Sie ahnen. Es hängt das halbe Tal an dieser fehlenden Seite. Auch Ihre Mutter. Auch Sie.» Sie sah ihn an, ohne Härte, fast traurig. «Manche Mauern soll man nicht einreißen, weil das halbe Dorf darauf gebaut hat. Rühren Sie nicht daran.»

Theo ging mit leeren Händen und einem vollen Kopf. Er hatte eine Tür gefunden, das wusste er jetzt, eine wirkliche Tür, hinter der etwas lag. Und er hatte zugleich begriffen, dass sie verschlossen war und dass die Frau, die den Schlüssel hatte, ihn niemals herausgeben würde, nicht aus Bosheit, sondern aus etwas, das im Tal älter und stärker war als Bosheit. Was er nicht begriff, war, dass Ruth Berger ihm in diesen Minuten keinen Riegel vorgeschoben, sondern einen Gefallen getan hatte, den er erst Jahre später verstehen würde.

. . .

Kapitel 7 - Die Tochter

Es war ein trockener Sommer in jenem Jahr, einer der trockensten seit langem, und der See sank. Woche um Woche zog sich das Wasser zurück, gab schlammige Ufer frei, alte Pfähle, einen verrosteten Eimer, der seit dreißig Jahren auf dem Grund gelegen hatte, und an den heißesten Tagen tauchte im unteren See, weit draußen, ein dunkler Punkt auf, der wuchs: der Dachreiter der versunkenen Kapelle, mit seinem schiefen Kreuz, das aus dem fallenden Wasser stieg wie etwas, das nach Luft ringt.

Eva, Theos Tochter, neun Jahre alt und braungebrannt und voller Fragen, sah ihn vom Ufer aus, wo sie barfuß im warmen Schlamm stand. «Papa», rief sie, «da ist ein Kreuz im See. Steht da ein Kreuz im Wasser?» Theo kam und sah hinaus, und etwas zog sich in ihm zusammen, ohne dass er hätte sagen können, warum, denn er wusste die Geschichte nicht, nur dass es eine gab.

«Da war ein Dorf», sagte er, «früher, bevor sie den Damm gebaut haben. Da unten waren Felder und ein Weg und eine kleine Kapelle. Und als sie den Damm gemacht haben, ist alles unter Wasser gekommen. Das Kreuz, das ist von der Kapelle.»

Eva sah mit großen Augen hinaus. «Und die Leute?»

«Die Leute sind weggezogen. Aufs Trockene.» Es war eine harmlose Geschichte, eine wahre sogar, soweit sie ging, und doch spürte Theo, während er sie erzählte, dass er etwas tat, das er nicht ganz durchschaute. Er gab seiner Tochter eine glatte, saubere Fassung von etwas, das nicht glatt und nicht sauber gewesen war. Und damit gab er zum ersten Mal weiter, was seine Mutter ihm

gegeben hatte — ein Schweigen, hübsch verpackt als Erklärung. Es war so leicht. Das war das Erschreckende daran. Es ging so leicht von der Hand.

Eva spürte, mit dem feinen Ohr der Kinder für das, was Erwachsene nicht sagen, dass hinter der Geschichte noch etwas war. Sie fragte nicht weiter, nicht an diesem Tag. Aber sie ließ den Blick noch lange auf dem Kreuz, und dann nahm sie die Hand ihres Vaters, und sie standen eine Weile zusammen am sinkenden Ufer und sahen hinaus, der Mann, der zu viel wusste und es benutzte, und das Kind, das nichts wusste und alles spürte. Es war ein guter Augenblick, einer von den wenigen ruhigen dieses Jahres, und Theo legte den Arm um seine Tochter und wusste nicht, dass er sich an diesen Nachmittag noch erinnern würde, wenn alles andere zwischen ihnen längst zerbrochen wäre.

. . .

Kapitel 8 - Der Handel

Theo ging nicht zu seiner Mutter, und er ging nicht zu den Roos. Er hätte zu beiden gehen können, mit dem, was er wusste; er hätte fragen können, was geschehen war, hätte die alte Schuld ans Licht holen, hätte den Roos geben können, was ihnen vorenthalten worden war. Das wäre der eine Weg gewesen. Er wählte den anderen, und er wählte ihn, weil der Sternen ihm im Frühjahr genommen würde und weil ein verzweifelter Mann den kürzesten Weg sieht, nicht den richtigen.

Er ging zum jungen Imhof, dem Erben des alten, der den ersten Traktor des Tals gefahren hatte und reich gestorben war. Der junge Imhof saß auf dem Geld seines Vaters, hatte es vermehrt, war der wohlhabendste Mann im Tal. Theo besuchte ihn an einem Novemberabend, und nach dem zweiten Glas, vorsichtig, brachte er es an: dass er beim Räumen des Sternen alte Papiere gefunden habe, aus der Dammbauzeit, interessante Papiere, Abrechnungen, an denen einiges nicht aufgehe. Und dass er, gerade jetzt, unter Verwandten — man sei ja über die alten Geschichten irgendwie verbunden —, dringend ein Darlehen brauche für den Sternen.

Er sagte keine Drohung. Er brauchte keine. Der junge Imhof sah ihn an, und in seinem Gesicht arbeitete dasselbe Rechnen, das Theo aus dem eigenen Kopf kannte, und nach einer Weile sagte er, ja, unter Verwandten, das lasse sich machen, ein Darlehen, günstig, freundschaftlich, man helfe einander ja im Tal. Die alten Papiere, fügte er beiläufig hinzu, solle Theo ruhig vergessen; sie taugten nichts, alte Tinte, halbe Sachen. Theo nickte. Das Geld kam noch in

derselben Woche.

Der Sternen war gerettet, vorerst. Die Bank gab Ruhe, die Arbeit am Lift ging weiter, die Eröffnung rückte näher. Theo hatte erreicht, was er gewollt hatte, und es schmeckte nach nichts. Denn er hatte begriffen, in dem Augenblick, als das Geld kam, dass er nicht den Imhof gekauft hatte, sondern sich selbst verkauft. Er hatte das Wissen, das ihm hätte gehören können als Wahrheit, hergegeben für ein Darlehen, und damit war er kein Mann mehr, der etwas aufdecken konnte, sondern einer, der mitschwieg, gegen Bezahlung, einer von ihnen, eingereiht in die lange Kette der Mäuler, die das Tal seit dreißig Jahren geschlossen hielten. Er war jünger als die anderen in der Kette, das war der ganze Unterschied. Er hatte sich für weniger verkauft. Er ging nach Hause durch die kalte Nacht und wusch sich die Hände, ohne zu wissen, warum, und sie wurden nicht sauberer.

. . .

Kapitel 9 - Eröffnung

Den Lift eröffneten sie an einem strahlenden Januartag, mit einer Blasmusik aus dem Nachbartal, mit einer Fahne, mit einem Mann von der Bezirkszeitung, der Fotos machte. Es lag genug Schnee, gerade genug, die Gondeln fahren, die Kinder jubelten, und für ein paar Stunden sah das Tal aus wie auf den Hochglanzplänen, voller Menschen, voller Zukunft. Theo stand vorne, als Wirt des Sternens und als einer der Väter des Projekts, und er sollte eine Rede halten.

Er hatte sie sich zurechtgelegt, eine gute Rede, von Aufbruch und Zusammenhalt, davon, dass das Tal nun selbst die Hand am Steuer habe und nicht mehr darauf warte, dass von unten jemand komme. Er begann gut. Aber mitten in einem Satz über die Zukunft, die man den Kindern schulde, stockte er, denn das Wort Zukunft brachte ihm das andere Wort, das er verschwieg, und für einen Moment blieb ihm die Rede im Hals stecken, und er musste schlucken und neu ansetzen, und nur wenige merkten es, und keiner ahnte, warum.

Der alte Roos war nicht gekommen. Kein Roos war gekommen, das ganze untere Tal blieb der Eröffnung fern, und das fiel auf, so wie ein leerer Stuhl an einer vollen Tafel auffällt. Areggers und Roos grüßten einander nicht, sie taten es auch hier nicht, indem die einen da waren und die anderen fehlten, und Theo spürte die Lücke in der feiernden Menge wie einen Zug kalter Luft.

Seine Mutter hatten sie hergebracht. Die Pflegerin hatte darauf bestanden, ein bisschen frische Luft, ein bisschen Leben, und so saß Marlene im Rollstuhl am Rand des Festplatzes, eingehüllt in Decken, und sah zu. Sie sah nicht auf den Lift. Sie sah, das bemerkte nur

Theo, hinaus über die Köpfe hinweg, talwärts, dorthin, wo unter dem Schnee und unter dem Eis der See lag, und über ihr altes, geschlossenes Gesicht liefen Tränen, lautlos, ohne dass ein Muskel sich rührte. Die Leute, die es sahen, lächelten gerührt und sagten, wie schön, die alte Frau weine vor Freude über den Fortschritt, ihr Sohn habe das ja mitgemacht, ein stolzer Tag für die Areggers. Nur Theo, der seine Mutter ein Leben lang am Fenster hatte sitzen sehen, wusste, dass diese Tränen nichts mit dem Lift zu tun hatten und alles mit dem, was unter dem Eis lag, und er stand in seinem Sieg und seiner Schuld und konnte ihr nicht einmal die Decke richten, ohne dass es ausgesehen hätte wie Rührung.

. . .

Kapitel 10 - Das Gespräch, das niemand führt

Es ließ ihm keine Ruhe. Wochen nach der Eröffnung, an einem stillen Februarabend, ging Theo ins Höfli, fest entschlossen, diesmal nicht auszuweichen. Er wollte fragen. Er wollte es aus dem Mund seiner Mutter hören, das, was unter dem Eis lag, das, wofür der Hof bezahlt worden war, das, was zwischen ihr und den Roos stand. Er hatte die Frage den ganzen Weg den Hang hinauf bei sich getragen wie etwas Zerbrechliches.

Marlene saß am Fenster, schmaler geworden, fast durchsichtig, aber ihre Augen waren klar. Theo setzte sich zu ihr, näher als sonst, und sagte: «Mutter. Ich habe die Papiere gelesen. Die vom Damm. Ich weiß von Anton. Von deinem Bruder.» Er hörte die eigene Stimme zittern. «Ich muss wissen, was damals war.»

Eine lange Zeit sagte sie nichts, und Theo dachte schon, sie werde wieder in ihr Schweigen sinken wie immer. Dann, ohne den Blick vom See zu nehmen, sagte sie leise, fast tonlos: «Frag das Wasser, Theo. Nicht mich.» Eine Pause, in der nur die Uhr ging. «Ich habe geschrieben, damals. Einmal habe ich geschrieben, was wahr ist. Aber ich habe es nicht abgeschickt.» Ihre Hand bewegte sich auf der Decke, ein kleines, hilfloses Tasten. «Es liegt, wo das Wasser es hütet. Mehr kann ich nicht. Mehr habe ich nie gekonnt.»

Da war es. Theo hatte es in der Hand, beinahe — die Existenz eines Briefes, eines geschriebenen, wahren Satzes, irgendwo da unten oder am Ufer, wo das Wasser es hütet. Er hätte nachfragen müssen, hätte sie halten müssen bei diesem einen Faden, behutsam, hätte sagen müssen: Wo, Mutter, wo liegt es, lass es uns zusammen

holen. Aber er erschrak vor dem, was sie ihm hinhielt. Es war zu groß, zu schwer, es verlangte etwas von ihm, das er, nachdem er sich gerade an den Imhof verkauft hatte, nicht mehr aufbringen konnte. Und so wich er aus. Er redete vom Lift. Er sagte, sie solle sich nicht aufregen, das seien alte Sachen, es gehe ja jetzt aufwärts, der Sternen laufe, die Gäste kämen. Er deckte ihr offenes Wort mit seinem Gerede zu, wie man eine Glut austritt, aus Angst, sie könne etwas in Brand setzen.

Marlene schloss die Augen. Es war keine Müdigkeit. Es war ein Sich-Verschließen, endgültig, ein Tor, das zufiel, und Theo spürte, dass er etwas verspielt hatte, etwas, das sich nicht wiederholen würde. Die Chance war vertan. Was seine Mutter dreißig Jahre getragen und ihm in diesem einen Moment hatte hinüberreichen wollen, blieb nun bei ihm, ungelöst, ein Gewicht ohne Form, und er trug es den dunklen Hang hinunter, und es wurde mit jedem Schritt schwerer, weil er wusste, dass es niemand mehr von ihm nehmen würde.

. . .

Kapitel 11 - Risse

Der Winter, der dem Lift sein erstes Geld bringen sollte, blieb aus. Nach dem strahlenden Januar kam ein milder, fauler Februar, Regen statt Schnee, die Hänge braun und nass, die Gondeln fuhren leer über grünes Gras. Was als Rettung gebaut war, wurde zur zweiten Last: Der Lift kostete jeden Tag, an dem er nicht lief, und er lief an zu vielen Tagen nicht. Die Investoren von unten redeten plötzlich von «Anpassungen», und Theo verstand, dass das hieß, sie würden ihren Verlust begrenzen und ihn, den Mann aus dem Tal, mit dem Rest sitzen lassen.

Im selben Winter kam eine andere Nachricht, leiser, aber kälter. Die kantonale Dammaufsicht hatte bei der jährlichen Kontrolle Haarrisse im unteren Drittel der Mauer festgestellt. Nichts Akutes, hieß es im Schreiben, das im Gemeindebüro lag und das Theo zufällig sah, eine Sache der Beobachtung, der Damm sei dreißig Jahre alt, das sei normal. Nichts Ernstes. Theo las das Wort und musste an seine Großmutter denken, von der er nie viel gehört hatte, und an einen anderen Winter, von dem er nichts wusste, und ein ungutes Gefühl kroch ihn an: dass im Tal die Dinge, die man «nichts Ernstes» nannte, eine Gewohnheit hatten, ernst zu werden.

Der junge Imhof, dem er sich verkauft hatte, wurde ungeduldig. Das Darlehen war günstig gewesen, freundschaftlich, unter Verwandten, aber Freundschaft im Tal hatte ein Verfallsdatum, und nun, da der Lift schwächelte, wollte Imhof Sicherheiten, wollte einen Anteil am Sternen, redete von «Umwandlung», und Theo merkte, wie sich die Schlinge, die er sich selbst um den Hals gelegt hatte,

langsam zuzog. Er war den Sternen nicht losgeworden, indem er ihn rettete; er hatte ihn nur an einen anderen verpfändet, der geduldiger war als eine Bank und am Ende mehr nehmen würde.

Eva spürte, dass ihr Vater sich verändert hatte. Er war kurz angebunden, abwesend, manchmal nachts noch in der Kammer hinter der Küche, bei den alten Papieren, von denen sie nichts wusste. An einem Sonntag, als sie zusammen am Ufer standen und der Pegel wieder einmal niedrig war und das Kreuz aus dem Wasser ragte, fragte sie noch einmal nach dem versunkenen Dorf, harmlos, kindlich, ob man da unten tauchen könne, ob die Häuser noch stünden. Und Theo, dem alles zu viel war, der Lift, die Schulden, Imhof, der Brief, den er nicht holen wollte, fuhr sie an, härter, als er es je getan hatte: Sie solle aufhören, ewig von dem verdammten See zu reden, da unten sei nichts, gar nichts, und sie solle ihn in Ruhe lassen.

Eva verstummte. Sie war zehn, und sie verstand nichts von dem, was ihren Vater quälte, aber sie verstand, dass sie ihn an einer Stelle berührt hatte, die wehtat, und dass er sie dafür gestraft hatte. Zwischen den beiden, die am sinkenden Ufer gestanden und hinausgesehen hatten, lief von diesem Tag an ein feiner Riss, kaum sichtbar, wie die Risse in der Mauer, von denen es hieß, sie seien nichts Ernstes.

. . .

Kapitel 12 - Marlenes Schweigen endet nicht

Marlene starb im Frühjahr 1992, an einem milden Apriltag, im Schlaf, am Fenster, das auf den See ging. Die Pflegerin fand sie am Morgen, den Kopf zur Seite geneigt, das Gesicht endlich offen, entspannt, als hätte erst der Tod ihr abgenommen, was sie ein Leben lang gehalten hatte. Sie hatte das Wort nie gesagt. Dreißig Jahre lang hatte sie es getragen, und sie nahm es mit, fast ganz.

Fast. Denn als Theo den Nachlass durchsah, die wenigen Dinge einer Frau, die nie viel besessen hatte, fand er zweierlei. In ihrem abgegriffenen Gebetbuch, zwischen den Seiten zum Karfreitag, lag ein Zettel, schmal, in ihrer alten, festen Schrift, und darauf stand ein einziges Wort: Kapelle. Mehr nicht. Und in der Truhe, unter der Wäsche, lag ein Umschlag. Er war alt, vergilbt, und er war beschriftet, in derselben Schrift, mit zwei Wörtern: Für Theo. Theo riss ihn auf, mit klopfendem Herzen, und der Umschlag war leer. Sie hatte ihn beschriftet und nie gefüllt. Ein Leben lang hatte sie ihrem Sohn etwas sagen wollen, hatte den Umschlag bereitgelegt für den Brief, den sie ihm schulden würde, und der Brief war nie geschrieben worden, weil sie es nicht gekonnt hatte, bis zuletzt nicht.

Theo saß mit dem leeren Umschlag in der Hand und dem Zettel daneben, auf dem Kapelle stand, und langsam fügte sich, was sie ihm im Februar gesagt hatte: Frag das Wasser. Es liegt, wo das Wasser es hütet. Da unten, bei der versunkenen Kapelle, deren Kreuz im Dürresommer aus dem See ragte, lag ein Brief, der echte, der geschriebene, der wahre, den seine Mutter vor dreißig Jahren verfasst und nie abgeschickt hatte. Das Wasser hütete ihn. Und sie hatte ihm,

mit dem leeren Umschlag und dem einen Wort, einen Weg dorthin gelegt, so gut sie es vermochte, einen letzten, stummen Versuch, ihm zu geben, was sie ihm im Leben nicht hatte geben können.

Theo stand am Tag nach der Beerdigung am Damm, oben auf der Mauer, in deren unterem Drittel die Risse liefen, von denen es hieß, sie seien nichts Ernstes, und sah hinaus auf den See. Er hätte hinuntergehen können. Er hätte warten können auf den nächsten trockenen Sommer, auf den fallenden Pegel, hätte die Kapelle aufsuchen, den Brief holen, lesen, was wahr war, hätte den Roos geben können, was ihnen gehörte, hätte die Mauer einreißen können, von der Ruth Berger gesagt hatte, das halbe Tal habe darauf gebaut.

Er tat es nicht. Er war müde, und er war verschuldet, und er hatte sich selbst schon verkauft, und ein Mann, der sich verkauft hat, holt keine Wahrheit aus dem Wasser. Er steckte den leeren Umschlag und den Zettel in die Innentasche, dorthin, wo seine Mutter dreißig Jahre zuvor einen anderen Brief getragen hatte, ohne dass er es wusste, und er ließ den See den See sein. Im Sommer darauf verkaufte er seinen Anteil am Sternen an Imhof und zog mit Eva aus dem Tal, hinunter ins Unterland, fort von der Mauer und dem Wasser und dem Kreuz, das aus ihm ragte. Er glaubte, er ließe es zurück. Er nahm es mit. Was er hätte halten müssen, ließ er ziehen; was er loszuwerden hoffte, trug er fort. Und tief unter dem See, im Dunkeln, wartete der Brief weiter, geduldig, auf jemanden, der käme — und es würde, das ahnte Theo nicht, sein eigenes Kind sein.

Über dieses Buch

Das Tal hält den Atem an - Die Mitte

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com